

PREDIGT

am 6. Sonntag nach Ostern/Exaudi (05. Juni 2011, 18.00 Uhr)

Universitätsgottesdienst, St. Katharinen Hamburg

(in der Predigtreihe „Ich glaube an... - Das Glaubensbekenntnis)

„...von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten...“

Matthäus 25,31-46

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,

Das Credo ist das Thema der Universitäts-Gottesdienstreihe in diesem Sommersemester. Wir haben es gerade gemeinsam gesprochen. Getragen vom Zusammenklang der Stimmen, in dem so manches Mal unser eigenes Reden, wenn es ins Straucheln kommt, einen Textabschnitt vergisst oder über eine Vokabel stolpert, eingebunden bleibt in die gemeinsame Stimme der Kirche. Pisteuomen (Wir glauben) und nicht Credo: heißt es im Original, und dieses *Wir* ist so wenig die Summe aller Einzelnen wie sich auch der Text, den wir sprechen, nicht aus der Addition der je eigenen individuellen Ausdrucksformen ergibt. Eher handelt es sich da um einen Chor, der schon eine ganze Weile singt, bevor man selbst hinzukommt, in den man für eine eigene Zeit einstimmt, den aber keiner von uns mit seiner Stimme alleine tragen kann und für den auch keiner selbst verantwortlich zeichnet. Natürlich muss man zugeben: das je eigene, individuelle Bekenntnis des Glaubens funkelte im Licht persönlicher Authentizität und subjektiver Bedeutsamkeit, gespeist von der Glaubwürdigkeit des Einzelnen – aber wer könnte von sich meinen, dass sein eigener Bekenntnistext als gemeines Credo taugte? Das Apostolische Glaubensbekenntnis wird noch gesprochen werden, wenn wir alle längst vergessen sind, während die eigenen, individuelle Bekenntnisverlautbarungen das Sommersemester kaum überstehen würde, wenn sich die Kolleginnen und Kollegen, Studierenden oder die kirchliche Öffentlichkeit seiner annähmen. Da weiß man, was man am Credo hat. Es lebt davon, dass ich Worten zustimmen und sie mitsprechen kann, ohne diese selbst gewählt zu haben, Worte, die mir vertraut sind, wie etwas, das mir anvertraut wurde, ohne dass ich selbst den Glauben auf diese Weiseso konsequent – und vor allem: so kurz– hätte zusammenfassen können.

Das Credo stiftet Erkennbarkeit des christlichen Glaubens über die Duftnoten und Markenzeichen der gegenwärtigen Kirchen hinweg. Diese Funktion steht mir gerade dann besonders deutlich vor Augen, wenn ich die Zeitung aufschlage und wieder einmal mit der Frage konfrontiert werde: Was heute noch glauben? In diesem NOCH liegt eine Zärtlichkeit für die Jetzt-Zeit, eine parteische Privilegierung des Augenblicks, die sich gerne mit der statistischen Belehrung begründet, was der heutige Mensch im allgemeinen und der Christenmenschen unserer Tage in Wahrheit glaube, wie viel Prozent im letzten Frühjahr noch mit einem Weltbild verbunden waren, in dem es um die Existenz von Himmel und Hölle oder um den Glauben an ein kommendes Gericht geht. Solcher Marktforscherblick ist regelmäßig mit der Suggestion verbunden, dass nur noch wenig übrig bleibt, ein Minimal-Christentum, reduziert aufs Wesentliche, auf die Essenz, als wolle man die Suppe auf das Format des Brühwürfels konzentrieren.

In dieser Situation wird die Frage des Glaubens als Etwa-Noch-Frage gestellt und zwar so, dass man sich in den dann gerne zitierten Vorstellungen und Formeln nicht mehr wiederfinden kann: Wer, der an das Evangelium von Jesus Christus glaubt, würde denn etwa noch ein Weltbild teilen, in dem der Dualismus von Erretteten und Verworfenen alles bestimmt: in dem die vom Anfang der Welt an vom Vater Geliebten auf der einen Seite stehen und die mit dem Teufel und seinem Hofstaat im ewigen Heulen und Zähneklappern Verkommenen auf der anderen? Welche Kirche, die über ein bisschen historische Erfahrung verfügt, wäre heute noch so naiv zu meinen, die Frohbotschaft lasse sich besser unters Volk bringen, wenn sie diese mit etwas Drohbotschaft würzt? Ist der Schwund der Angst vor dem Jüngsten Tag also ein Indiz für Substanzverluste der christlichen Religion? Man sieht an solcher Diagnose vor allem eines: dass es nur einiger weniger Umakzentuierungen bedarf, um das Bekenntnis des christlichen Glaubens in Formen und Formeln zu überführen, bei denen man mit Nietzsche fragen müsste: soll man glauben, dass so etwas noch geglaubt wird?

Gerade eben noch hatte ich, gewiß in der Gemengelage von Glaube und Zweifel, der keiner entkommt, aber doch in Freiheit und eigener Gewissheit das Bekenntnis des Glaubens mitgesprochen und schon begegnet es mir am Frühstückstisch eingepackt in ein Bündel von Vorstellungen, die einen Wiedererkennungsnotstand auslösen. Wer spürte nicht, wenn vom Kommen des Menschensohns zur ewigen Verdammung die Rede ist, die Diskrepanz zwischen dem gemeinsamen Glauben aller Christen und der Art und Weise, wie einige dieses Bekenntnis auch noch zusammenfassen, wiedergeben und auslegen. Die Risse und Brüche, die sich da auftun, gehören zur gegenwärtigen Erfahrung des Glaubens. Den Glatten, die das Gesicht des Glaubens auf Faltenlosigkeit zuschneiden, wollen wir nicht folgen. Wie also steht es um das Bekenntnis des Glaubens und um den Sinn der christli-

chen Hoffnung, wenn beide so umstandslos mit einem Weltbild assoziiert werden können, das uns allen als abständig erscheint. Was war es, was wir bekennen wollten?

Um hier Klarheit zu gewinnen, treten wir einen Schritt zurück, suchen wir eine Distanz, die es uns vielleicht erlaubt, neu hinzusehen und besser zu verstehen. Und zwar nehme ich Abstand vom Text und lese und interpretiere die Aussage des Credos „von dort wird er kommen zu richten die Lebenden und die Toten“ als eine eigenständige, ganz durch sie selbst zu begreifende Aussage. Nirgendwo steht ja, dass das Bekenntnis des Glaubens die kurze Zusammenfassung dessen wäre, was das Matthäusevangelium uns in ungekürzter Länge vor Augen führt. Dass das Credo von dem doppelten Ausgang schweigt, den das Matthäusevangelium doch mit so großem Nachdruck betont, ist ein kleines, aber feines Indiz für Differenzen, die man leicht übersieht und die doch einen Unterschied ums ganze machen. Meine Predigt behandelt darum beide Texte nacheinander. Wo steht denn auch geschrieben, dass das Matthäusevangelium die Quelle, auf die sich das Glaubensbekenntnis zusammenfassend bezieht. Sprengen wir also etwas Scheidewasser auf die beiden Texte unseres Gottesdienstes und bedenken wir zunächst das, was uns das Glaubensbekenntnis mitzusprechen ansinnt, um dann später auf den Text der Bibel zurückzukommen.

Wenn der Glaube sich zu der Erwartung bekennt, dass Christus kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten, dann tut er es, weil er weiß, wie gnadenlos wir miteinander ins Gericht gehen – im Grenzfall auch mit uns selbst. Wir sind schnell in unserem Urteil und kommen ohne Anklage und Selbstverteidigung kaum durch einen Tag. Wir notieren Schuld, nicht nur die der anderen, sondern auch die eigene, die verpassten Chancen, die verfehlten guten Absichten, den Rückfall in dasselbe lächerliche Verhalten, das wir schon das letzte Mal ablegen wollten, die gezielte Gemeinheit, die wir *dieses eine Mal* nicht versäumen konnten. Wir urteilen nicht nur über die Erfolgsaussichten der anderen, sondern auch über ihre Motive, ihre Hintergedanken und ihre Gewohnheiten. Wir können nicht leben ohne das Gefühl, dass wir in den Augen der relevanten Anderen gut da stehen, und wir wissen, dass Anerkennung ein knappes Gut ist. Sie zu verweigern, ist daher der genaue Ausdruck der Bedeutung, die sie in unserem Leben hat. Wir warten also auf das Urteil der Anderen, aber notieren auch selbst sehr genau, woran wir mit ihnen sind. Unser Leben vollzieht sich nicht unkommentiert, nicht ohne Hervorhebung und Unterstreichung dieses oder jenes Abschnittes und auch nicht ohne Randnotiz, was wir diesem oder jenem nicht vergessen wollen. Der Mensch lebt urteils offen, so sehr er dabei in seine Vorurteile verstrickt. Das schlechte Gewissen ist nur ein besonderer Fall dieser allgemeinen Angewiesenheit auf das Urteil anderer: es ist ein Urteil über uns selbst, bei dem wir merkwürdigerweise die Souveränität der Urteilsfindung verlieren. So zeigt das Gewissen, was wir ohnehin

wissen: dass wir dem Urteil über uns selbst nicht entkommen, so wenig wir vom Urteil über andere Abstand nehmen könnten.

Philipp Roth jüngste Erzählung *Nemesis* zeigt auf beklemmende Weise, wie sich ein Mensch in sein eigenes Urteil verstrickt. Der junge Sportlehrer Cantor, ein Meister im Turmspringen und Speerwerfen, ein vorbildlicher Lehrer, der seine Schüler besucht, wenn sie krank sind, sie vor Angriffen schützt, ihren Streit schlichtet, sie –so gut er kann– nicht nur unterrichtet, sondern ins Leben einführt, verrennt sich immer mehr in die Anklage seines Lebens. Denn in der Stadt und dann bald in dem Viertel, in der als Jude unter Juden lebt, wütet eine Polio-Epidemie, rafft die Schüler dahin. Die unkontrollierbare Krankheit, die mal dort, mal hier zuschlägt, ohne System und darum ohne Chance, sich gegen sie definitiv zu wappnen, stellt bald auch die sozialen Verhältnisse auf den Kopf: es beginnt das Klagen und Verklagtwerden, die Jagd auf vermeintliche Verursacher, die irrationale Angst vor den Fremden. In dieser Situation nimmt dieser junge Lehrer die Einladung seiner Geliebten an, zu ihr ins Ferien-camp zu ziehen, dort den Sommer mit der Betreuung der Kinder zu verbringen und am Meer der brütenden Hitze der Stadt zu entfliehen. Er geht mit dem schlechten Gewissen, seine Schüler im Stich zu lassen, aber die Liebe zu Marcia und der Entschluss zur Verlobung, überwindet sein Pflichtbewußtsein. Er hört einmal auf, ein strenger Richter über sich selbst zu sein. Draußen am Meer ist das Leben für einige Tage wunderbar leicht, bis auch dort die unheilbare Kinderlähmung ausbricht und ihm mit einem Mal den Verdacht vor Augen stellt, dass er selbst es ist, der die Krankheit ins Idyll eingeschleppt und an die Kinder übertragen hat. In der Tag erkrankt er selbst bald darauf schwer. Am Ende ist er besiegt, nicht nur sein Leib für immer entstellt, sondern vor allem sein Leben verwirkt durch das Urteil, das er über sich selbst fällt. Der Haß auf den Gott, der so etwas zulässt, bricht immer wieder aus ihm heraus, beschädigt nicht nur das Verhältnis zu seiner Braut, sondern schlägt zugleich in Selbstbestrafung und Selbstverachtung um. Keiner kann ihn aus diesem Urteil erlösen, er bricht die letzten Brücken zu seiner Geliebten ab, aus Liebe, um sie zu schützen, aber zugleich aus Selbstverachtung, weil ihm nur das härteste Urteil über sich selbst ein wahres Urteil zu sein scheint. Roth zeigt uns, dass das Urteil über unser Leben auch an den Tatsachen vorbei, ohne empirischen Befund, gesprochen wird, und wie unentrinnbar der Schrecken der einsamen Selbstbeurteilung ist. Es ist eine Hiobgeschichte, in der der vorbildliche Gerechte des jüdischen Viertels der Zerstörung seines Lebens ausgesetzt wird, ohne dass er den Reden seiner Freunde glauben könnte. Nur dass er keinen Gott kennt, der ein anderes Schlusswort sprechen könnte.

Auch unterhalb solcher Lebenskatastrophen, auch in der Alltäglichkeit unserer Verhältnisse erleben wir die Macht des Urteils, das sich anheischt, das letzte Wort über uns zu sprechen. Nichts ist so gnadenlos, als wenn wir miteinander ins Gericht gehen. Nur eines vielleicht: wenn wir aufhören woll-

ten, es zu tun. Würden wir menschliches Handeln dem Urteil entziehen etwa mit dem Hinweis, dass keiner von uns vollkommen ist, keiner einen vollständigen Überblick über alle Konsequenzen seines Tuns hat oder haben kann, oder mit dem Hinweis, dass niemand unfehlbar ist und es darum verdient, bei seinem guten Willen genommen zu werden, oder würden wir sagen, dass wir unter dem Druck der Umstände überfordert waren, dann glänzte unsere Welt im Schein allgegenwärtiger Nachsicht und gegenseitiger Großzügigkeit. Aber eine solche Kultur der Unschuldsmienen wäre nicht auszuhalten. In ihr gäbe es niemanden, der für etwas verantwortlich ist, niemand der gehandelt hätte – weil jeder beanspruchen dürfte, seine Tun jederzeit zu revidieren und sie so gegenüber möglichen Urteilen zu immunisieren. Es gibt ein Achselzucken, das sich als Solidarität der Fehlbaren gibt, aber nur darin besteht, dass niemand für die Last des Angerichteten gerade steht.

Es ist die Eigenart permissiver Gesellschaften, dass sie so duldsam werden, dass sie niemandem irgendeinen Fehler ankreiden – mit der einen Ausnahme, dass sich jemand an etwas stört. Wer sich über Fehler erregt, ist selbst daran schuld – warum sollte man nicht etwas gelassener ein? Ein Pedant, wer auch noch andere Maximen kennt, als die Devise *leben und leben lassen*. Aber die massenhafte Verbreitung solcher Coolness besagt gerade nicht, dass in solchen Gesellschaften die alten sozialen Mechanismen der Schadenfreude, des Bloßstellens oder des Anprangerns verloren gegangen oder gar endlich überwunden wären. Sie haben sie nur verschoben und an anderer Stelle intensiviert. Gesellschaften, die von ihren Mitgliedern erwarten, achselzuckend großzügig in der alltäglichen Beurteilung des Tuns und Treibens anderer zu sein, reinigen ihren Seelenhaushalt durch die Inszenierung öffentlicher Schuldspektakel. Das alltägliche ‚so what?‘ wird durch Skandalisierung kompensiert. Die angebliche Allmacht Gottes, die einen in den Himmel zu heben, die anderen in die Hölle zu verstossen, wird in die Redaktionskonferenzen delegiert. Wer fürchtete nicht, dass sich die Medien auch an der Auferweckung gefallener Helden versuchen.

Eine solche von Grund auf entschuldete Gesellschaft scheint auf den ersten Blick dem Wort Jesu: „Richtet nicht, auf dass Ihr nicht gerichtet werdet!“ aufs genaueste zu entsprechen. Aber sie zeigt zugleich, warum die allgemeine Herrschaft abstrakter Versöhnung, allseitiger Vergebungsbereitschaft und milder Duldsamkeit keine Lösung ist. Sie kann es nicht sein, weil sie die Werke vergleichgültigt. Die Taten aber wollen beurteilt werden. Was gelingt, will und soll gelobt werden. Was misslingt, was scheitert oder was hinzunehmen niemandem zugemutet werden kann, das wartet nicht auf freundliches Zureden und Vertröstung, sondern auf Kritik. Gewiß ist es freundlicher und Ausdruck wertschätzender Unterstützung, des Kaisers neue Kleider *zu loben* – und vielleicht müssen wir in solch guter Gesellschaft bis ans Ende aller Tage warten, bis endlich einer die Wahrheit sagt.

Weil es so um uns steht, gehört die Ankündigung des Gerichts ins Bekenntnis des Glaubens, ohne deshalb einen Abstrich am Evangelium der freien Gnade Gottes zuzulassen. Die Erwartung, dass der Christus kommt, zu richten die Lebenden und Toten, führt dabei nicht auf die Vorstellung, dass Gott anders am Menschen handelt, als er zuvor schon gehandelt hat oder gar dass nun ein anderer Gott an uns handeln würde: als ob Christus nun doch als der käme, der den Gottlosen zugrunde richtet, für den einzutreten er doch sein ganzes Leben bis hin zum Tode eingesetzt hat. Aber gemeint ist: dass die Werke des Menschen nun endlich das freie Urteil erfahren, das sie verdienen. Dass Recht und Gerechtigkeit aufgerichtet werden, indem gesagt wird, wie es mit unseren Taten steht. Dass die Nacktheit des Kaisers beim Namen genannt wird, dass die Augen geöffnet werden können für das, was wir beharrlich übersehen haben: an uns selbst und an den anderen. Dass Unrecht beim Namen genannt werden kann und nicht bis in alle Ewigkeit schön geredet werden muss, dass also die Freiheit entsteht, alle Dinge beim Namen zu nennen: sie gehörte zum Schöpfungsauftrag, aber sie ist im mit Adam und Eva anhebenden Schiebe-Spiel der Schuld verloren gegangen, weil jeder sich am liebsten selbst unsichtbar macht und auf den anderen verweist. Wenn das Wort der Gnade und Menschenfreundlichkeit Gottes zum Zuge kommt, an dem seit Ostern keiner mehr zu zweifeln Anlaß hat, dann entsteht auch die Hoffnung, dass der, in dem Gottesherrschaft kommt, auch ein gerechtes Urteil fällt und Stuß Stuß, Unrecht Unrecht und Sünde Sünde nennt.

Liebe Gemeinde,

wir können das nicht: wenn wir das Urteilen anfangen, dann erweisen wir uns als gnadenlos. Wir lassen keinem auch nur einen Millimeter Raum, wenn wir unseren Beurteilungsmassstab scharf stellen. Wir retouchieren unser Selbstbild und setzen uns ins beste Licht. Aber wir richten zugrunde, wenn wir den Gott spielen, der alle Herzen kennt und erforscht. Darum sind wir hier gnädig und freundlich, und dort im nächsten Augenblick auf dem Sprung, mit der ganzen Härte unseres Urteils zuzuschlagen.

Der Glaube an die Rechtfertigung des gottlosen Menschen ist darum immer auch Hoffnung auf das Gericht: nicht weil er ein Gegenprogramm zur Gnade erwartet, das nach Verdienst belohnt und bestraft, aber weil er die Ausrichtung aller Dinge an dem erhofft, was in Wahrheit gut ist und an dem, was nur mit Abscheu betrachtet zu werden verdient. Gnade und Gericht sind also keine Gegensätze, vielmehr ist das Gericht die Konsequenz der Gnade: die Öffnung der Augen für das eigene Tun. Die Freiheit der Erkenntnis unserer selbst, die nur aus dem Anerkanntsein entstehen kann. Solche Öffnung der Augen kann man nur im Licht der Gnade ertragen.

Wie heißt es bei Paulus, dem Apostel des Evangeliums von der Rechtfertigung des Sünders: „Jeder sehe zu, wie er baut ... Ob jemand auf diesem Grund (Jesus Christus) baut Gold, Silber, kostbare

Stein, Holz, Heu oder Stroh – das Werk eines jeden wird offenbar werden. Der Tat des Gerichts wird es erweisen; denn mit Feuer wird er sich offenbaren. Und von welcher Art das Werk eines jeden ist, wird das Feuer erproben ... Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird gerettet werden doch so wie durchs Feuer hindurch“ (1. Kor 3). Das ist der paulinische Sinn, den das Wort vom kommenden Gericht erhält und behält. Man konnte es nicht ärger missverstehen, als indem man eine Lehre vom Fegefeuer daraus machte. Denn es geht in diesem Pauluswort gerade um den Sachverhalt, dass der Mensch, für den Gott ohne Rückrufoption ganz und gar eintritt, darum kein fauler, kein zynischer, kein auf gute Werke spöttisch herabsehender Mensch ist, sondern einer wird und werden soll, dessen ganze Aufmerksamkeit den guten Werken gilt.

Jetzt sind wir in der Lage, zu Mt 25 zurückzukehren. Dass vom großen Weltgericht als von einer Trennung der Schafe zur Rechten und der Zicklein zur Linken die Rede ist, das halten wir jetzt nicht mehr für diejenige Mitteilung des Textes, aus dem wir die Dogmatik schmieden müssten. Die Erzählung will auf etwas anderes hinaus. Wer das nicht begriffen, der müsste den Text ja mit dem Eindruck zusammenfassen: wer links steht, fährt zur Hölle – eine Behauptung, die nicht jedem SPD-Mitglied einleuchten wird – und selbst wenn wir an die Hochschulpolitik dieser Partei denken, verkneifen wir uns die Losung „Und die Bibel hat doch Recht“.

Die Erzählung vom Weltgericht hat eine unmissverständliche Pointe, die man nicht überhören kann und darf. Sie findet sich im Zentrum der Szene, in der –wie vor jedem Gericht– im Hin und Her von Rede und Gegenrede, von Anklage und Verteidigung ein Urteil begründet wird. Aber das Urteil kommt dennoch unerwartet und im Widerspruch zum Selbstverständnis der Beteiligten. Beide Gruppen werden dazu gebracht, ihr Leben und die von ihnen vollzogenen Handlungen in einem neuen Licht wahrzunehmen; beide wussten nicht, was sie getan haben. Die einen zeigen sich überrascht, dass ihr Tun einen Nebensinn und Überschuss erhält und als ein Verhalten erscheint, das sie dem Richter selbst getan haben: Sie haben es, wohl gemerkt, nicht um Gottes willen getan. In Gegenteil: ohne jeden Gedanken an Gott oder gar an das Jüngste Gericht, haben sie Gefangene besucht, Hungerige gesättigt, Menschen beigestanden in ihrer Not. Nicht um sich damit Lohn vor Gott zu verdienen, sondern einfach, weil ihnen solcher Einsatz selbstverständlich war. Gutes Handeln ist nie auf theologische Nebeneffekte abgestellt.

Dass die Regel gelten würde: Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan – haben sie weder gewusst noch beachtet. Aber auch die andere Gruppe staunt und wundert sich über das Urteil: Wann bitte hätten wir jemals Dir nicht gedient, Dich nicht mit Wasser versorgt, Dich allein gelassen, als Du unserer bedurftest? Dass im Hin und Her von Rede und Gegenrede

plötzlich dieses Wort vom Dienst, von der Diakonia auftaucht, zeigt deutlich, worauf der Text hinauswill: wir haben es auch bei dieser zweiten Gruppe keineswegs mit solchen Menschen zu tun, die ihr Leben als Übeltäter verbracht oder in der Besinnungslosigkeit einer Spaßkultur vertrödelt haben. Es sind die besten Glieder der Gemeinde und Diener Gottes gemeint. Gleichwohl haben sie das Entscheidende verpasst. Hätte man es ihnen vorher gesagt, welche Regel gilt, nach welcher Regel im Jüngsten Gericht geurteilt wird, sie wären die ersten gewesen, diese zu erfüllen.

Aber gerade um das ängstliche Einhalten der richtigen Regel geht es nicht. Es gab in dieser Geschichte nicht das Handbuch, aus dem man die geltenden Prinzipien und Gesetze richtig hätte ablesen können. Es gab noch nicht einmal die vorab belehrende Gottesstimme, die eindeutig und unüberhörbar ihren Willen oktroyiert hätte. Aber dennoch gab es etwas selbstverständliches zu tun, das man um keinen Preis verpassen durfte.

Bei unserem Text handelt es sich um die letzte der großen Reden, die Jesus im Matthäusevangelium hält. Die Bergpredigt war der Auftakt, diese letzte steht zwischen den Gleichnisreden und der Gerichtsankündigung, die nach dem Zeugnis der Evangelien im Hohen Rat zum zentralen Grund für die Verurteilung Jesu wird: seine Ankündigung des Kommens des Menschensohnes zum Gericht: seine Kampfansage gegen die etablierte Frömmigkeit, die sich auf ihr „Herr, Herr“-Gerede versteht, aber sich um das Wichtigste und Einfachste und Selbstverständliche nicht kümmert.

Matthäus 25 hat wie die Gleichnisse Jesu eine eindeutige, jedermann verständliche Pointe. Diese Nachbarschaft zum Gleichnis wird nicht dadurch infragegestellt, dass ein „Die Herrschaft Gottes gleicht einem König, der zu Gericht kam“ als Eröffnungsformel fehlt. Die eine Pointe, um die es in der Rede Jesu geht, bestätigt die tiefste Einsicht jüdischer Ethik, liegt ganz auf dem Niveau der stärksten prophetischen Traditionen: Ob ihr etwas Gutes tut oder dieses verpasst, entscheidet sich nicht an den Prinzipien, mit denen ihr im Allgemeinen antretet, sondern an eurem Verhalten zum Einzelnen, der unter euch am schlechtesten gestellt ist. Was ihm zugute kommt, das zählt.

Davon ist in diesem Text die Rede. Also nicht von guten Werken, mit denen man sich –dem Evangelium zum Trotz– den Himmel verdienen müsste oder könnte. Das wäre ja noch toller. So wild und besinnungslos reden auch die biblischen Texte nicht aneinander vorbei.

Der Glaube, dass Christus kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten, ist kein Residuum eines apokalyptischen Weltgerichtsspektakels, das das alte Bündnis zwischen Religion und Angst ein weiteres Mal befestigte. Er ist im Gegenteil eine Erinnerung an unsere Freiheit: eine Freiheit, die

Freispruch und *Anspruch* zugleich ist, die uns aus den lähmenden Selbstbeurteilungen des Stolzes und der Verzweiflung entlässt und zugleich ganz und gar auf den Anderen verweist. *Das* ist der doppelte Ausgang, der zur Rede vom ewigen Leben in der Tat gehört.

Gott gebe uns Frieden. Frieden, den wir mit ihm haben, Frieden, den wir mit uns selbst haben, Frieden, den wir unter einander haben und halten. Amen.